



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 34

Mittwoch, 25. September

1924

einen Schreck denken, der, ohne genügendes
Büchsenlicht, allzu leicht, wahrscheinlich sogar
den Tiger nur anscheinend tödlich erschoss.
Wenn uns die Welt annehm?
Wir rührten uns nicht. Im nächsten Augen-
blick ging der Jubel vor uns plötzlich hoch
und raste in langen Klüften über den Berg.
Er mußte wohl den lauernden Todfeind
erkannt haben.
Die glimmenden Geier des Tigers waren
verschunden. Das Entsetzen wuchs. Schließ-
lich sah uns auf lautlos leuchtenden Augen-
schein wie ein Irrer, ich brüllte
mit und rief von der Birke lange Streifen
trockenen Baues ab, die Jmquill zitternd mit
einem Streichholz entzündete. Die Flamme
loht auf und beleuchtete die Umgebung. Vom
Tiger keine Spur. Schwarz und drohend stand
jenseits des kleinen Lichtkreises rings um uns
die Nacht.
Beim Schein von Bastfackeln schlichen wir
sich und klein zurück zu unserem Lagerzelt.
Vor dem die ganze Nacht das Feuer brannte,
heute und in allen folgenden Nächten.
Das war unser erstes, nicht gerade rühmliches
Zusammentreffen mit dem fährlichen Tiger,
der größten und wohl auch gefährlichsten Un-
terart seiner Gattung. Goldfische Jäger be-
stimmten uns später, daß das, was wir erlebt
hatten und uns als völlig ungeschickte und nur
vereinzelter Fall erschienen war — das Köh-
ren des Tigers zum Unklugen der Hirse —
schon vielfach beobachtet wurde und als durch-
aus verbürgt gelten darf. Wir selbst haben es
ein zweites Mal allerdings nicht mehr erlebt.

Das Chamäleon auf dem Ausstand

Von Dr. L. Frank, Cairo.

Das Chamäleon kann je nach Laune und
Stimmung sein Äußeres, seine Hautfarbe,
ändern. Kein Wunder, daß es zum Vergleichs-
tier für unbefriedigende Charaktere, zum Sinn-
bild aller Konjunkturmenschen geworden ist.
Das Chamäleon hat eine schnellveränder-
liche Färbung, die alles, was es zum Leben
braucht, nach auf gleiche Entfernung fest-
leimt und in das Tier hineinschiebt. Das Cha-
mäleon bewegt sich meist laubverdeckt, steigt
kriechend von Ast zu Ast, ringelt sich mit dem
Schwanz um die Zweige und erledigt seine Beute
aus dem Hinterhalt. Es vermag gleichzeitig
ein Augenlid zu öffnen und das andere zu
schließen, kann mit dem rechten Auge ins
Geheimnis hinein aufrecht-offen tun, während es
mit dem linken nach einer anderen Seite lieb-
äugelt. In der Tat, diese harmlose Schling-
tier ist in allem, was sie darstellt und für die Unter-
haltung und Verteidigung ihres Lebens unter-
nimmt, ein geradezu vorbildliches Vergleichs-
tier.

Der Frühling letzten Jahres versich mich
für einige Wirtstage nach Alexandria. Bald
hatten Museum, Pompeus-Säule und Kata-
komben die Sehnsucht nach frischem Grün noch
geleitet. Schon luftwandelte man in den
prächtigen Europäerplantagen zu Rameh,
dem beliebten Sommerort im Nordosten der
Halbinsel. Still war es an diesem Morgen,
die Natur so jung, daß sie noch allenthalben an
Gras und Blättern vom Nachtau erglänzte.
Über das Himmelstüchlein wachte hier schnell
schafft in Minuten, was es in Europa oft
Stunden gebraucht. Immer noch stand ich vor
dem Mandarinenbäumchen, darauf tautrun-
kene Goldfische im Morgenlicht spielten.
Warum mache ich gerade vor diesem Busch so
lange halt? Ein dicker Rollfaden, der soeben
mit fabelhafter Sicherheit einen Brummer vom
Blatttratte nach dem Innern des Busches
hereinholte, gab der Frage unerwartet deut-
liche Antwort. Was den Augen die ganze
Zeit über durch den laubgrünen Nach verbor-
gen blieb, entdeckte mir jetzt der auf fliegen-
geschleuderte Jungsgeißel. — Als ob das Tier
zur ausdrücklichen Bekanntheit mit mir dahin-
geleitet sei, sollte ich hier dem schönsten Vertre-
ter der ägyptischen Chamäleons begegnen, dem
smaragdgrünen „Basiliskus“ mit dem pyrami-
denförmig behelmten Kopf. Im Halbkreis-
der Zweige sah er beharrlich auf mich zu, die
Rute mehrmals um den Zweig geringselt. Die
Schleuderzunge, die das Chamäleon über die
Spitze der eigenen Körperlänge — bis zu 15
Zentimeter — auswerfen kann, enthebt es der
hastigen Laufbewegungen, deren seine Vorfahren,
die Land- und Mauerchamäleons, zum Nahrungs-
erwerb bedürften.

Soeben will ein mittelgroßer Käfer von der
Unterseite seines Blattes hinauf ins Sonnen-
bad steigen; doch er braucht die Kimmung nicht
ganz zu überklettern, um von dem Jüngling
laffo des Chamäleons festgeleimt, ins Maul

gezogen und verschluckt zu werden. Eine er-
staunlich bequeme Vorrichtung, mit Schutz und
Büchse zugleich die Beute in den Rachen zu
bekommen.

Ohne es zu verschauen, näherte ich mich
dem Tier auf ein halbes Meter; ich streckte die
Hand nach ihm aus, um es vom Zweig hoch
zu nehmen. Doch augenblicklich schlägt die
Stimmung um, die Pigmentzellen seiner Haut
reagieren, die Farbe wechselt, aus Blaugrün
wird Tannengrün. Sacht entriegelt sich der
Schwanz vom Ast, die Klammerrücken leuchten
hoch die Augenstiele wenden zur Seite, das
kleine, doch urweltliche Ungeheuer strebt ins
Dunkel der Blattfalten.

Noch urtümlicher ist eine zweite Art in
Ägypten, der die Wissenschaft den klangvol-
len Beinamen „Calophratus“, die „Behelme“,
beigelegt hat. Ihre stattliche Kopfkrone en-
det in einen Lappenbehang, der wie beim
wohlbemalten Ritter nach Nacken und Hals
überdrückt. Gleich der Basiliskentart trägt
sie Sporen an den Hinterfüßen.

Doch am meisten, wenn auch niemals häu-
fig, trifft man das „Chamaeleon Vulgaris“ an;
nicht nur in Ägypten und Nordafrika, sondern
auch in Kleinasien, Syrien, Palästina, Süd-
spanien und an der Küste der Türkei. Die
Grundfarbe seines Körpers wird von rot-
roten Tönen überzogen, und zwei leuchtende
Ränder durchziehen sein Grün bis zur Wurzel des
Schwanzes. Dem Männchen fehlt die Sporen-
zier, doch treten die Körnerschuppen des Rück-
kens oft bis zum Helmrand zu einer dräuend
gezeichneten Kante zusammen.

Im Mai und Juni legt das Chamäleon seine
Eier, 30 bis 40 Stück, in kleine, selbstgewühlte
Erdböden. Von kräftigen, porösen Kalk-
schalen umgeben, werden sie von der Mutter
noch fürsorglich mit Laub und Erde überdeckt.
Wie bei unseren Eidechsen und Blindschleichen
brüten dann während einiger Wochen Sonne
und Bodentwärme den Inhalt aus.

Am Ausguck

Kühlwagen für Reisende.

Ein wenig spät für diesen Sommer mit sei-
ner ungewöhnlichen Hitze hat eine große fran-
zösische Eisenbahngesellschaft einen Kühlwagen
für Reisende in Dienst gestellt. Bei diesem
Versuch, der zu voller Zufriedenheit aller Be-
teiligten verlief, handelte es sich um einen Durch-
gangswagen erster Klasse. Die Kühlanlage
besteht aus einem Ventilator, einem Eisbe-
hälter an der Kopfseite des Wagens und aus
einer Kühlkanalung zusammen. Der Ventilator
preßt die heiße Luft im Freien in eine Röhre
unter dem Dach des Wagens. Von hier aus
wird die Luft unter starkem Druck in den Be-
hälter geleitet, der mit 400 Kilogramm Eis ge-
füllt ist. Die dergestalt abgekühlte Luft fließt
in die Kühlkanäle, aus der sie auf die ver-
schiedenen Abteile des Wagens verteilt wird.
Der Ventilator kann in einer Stunde rund
13500 Kubikmeter Luft in die Kühlanlage drük-
ken, eine Menge, die genügt, um die At-
mosphäre im Wagen fünfmal zu erneuern.
Der Eisvorrat wird innerhalb acht
Stunden verbraucht. Außerdem ist das Dach
des Wagens von außen durch weiß angestrich-
ene Metallatten gegen die Einwirkung der
Sonnenstrahlen geschützt. Während bei einer
Außentemperatur von 32 Grad im Schatten die
Hitze in einem nicht gekühlten Abteil erster
Klasse des gleichen Zuges 33 Grad betrug,
herrschte im Versuchswagen eine Wärme von
nur 26 Grad. Die Luft, die aus der Kühlanlage
in die Abteile strömte, hatte eine Temperatur
von 22 Grad. Die Kühlrichtungen sollen
im Laufe des Winters auf in andere Durch-
gangswagen eingebaut werden, um im nächsten
Sommer in Tätigkeit zu treten.

Eine unheimliche Ausstellung.

Eine für zartbesaitete Gemüter reichlich re-
heimliche Ausstellung veranstaltete kürzlich das
Field-Museum für Naturgeschichte in Chicago.
Es handelt sich um eine Sammlung verschiede-
ner Geräte, die als Ausbeute einer wissenschaft-
lichen Expedition kürzlich aus Tibet nach den
Vereinigten Staaten gekommen waren und die
Besonderheit aufweisen, daß sie durchweg aus
Menschenknochen angefertigt sind. Man findet
da Schalen, die aus einem menschlichen Schädel
geschnitten wurden und von den Vamas bei ihren
seltsamen religiösen Gebräuchen verwendet wur-
den; ferner Tamburine, gleichfalls aus Schädel-
decken geschnitten; endlich Flöten und Trom-
peten, zu deren Herstellung menschliche Schien-
beine gedient haben. Das Ganze bildet ein großer Schatz,
der von 41 aus Menschenknochen gefertigten Platen

gebildet wird. Sie sind kunstvoll geschnitten und
durch Schnüre zusammengehalten, die aus
runden und viereckigen perlenartigen Stücken
des gleichen Materials bestehen. Einzelne der
Schalen sind selbst geschnitten und mit Kupfer
und Messing reich verziert. Alle diese Geräte
werden von den Vamas zu den verschiedensten
gottesdienstlichen Handlungen verwendet, zum
Teil sind sie auch bei Laien in Gebrauch. In
Tibet herrschen heute noch Zitten, von deren
Seltsamkeit wir uns nur durch eine Vor-
stellung machen können und die auf einer Ge-
fühlsgeradezu abstoßend wirken. Zum Beispiel
ist es allgemeiner Brauch, daß der Sohn den
Schädel seines verstorbenen Vaters zu einer
Schale verarbeitet und am Geburtstag des Ver-
storbenen zu seinem Gedächtnis daraus trinkt.

6500 Kilometer zur Gerichtsverhandlung.

Hoch oben im eisigen Norden Kanadas, zu
Bathurst (Niet), erschlug vor einiger Zeit ein
Eskimo, Oahina, einen Stammesgenossen. Für
sein Verbrechen wurde er alsbald von der be-
rühmten kanadischen berittenen Polizei ge-
nommen und in das Gefängnis zu Montreal
überführt, wo er bald Gesellschaft in Ge-
fängnis von Elg Sanniga bekam, einem des Rindes-
mordes beschuldigten Eskimo. Um die
beiden Missetäter zu verhören und abzu-
urteilen, ist eine Gerichtskommission aus Mon-
treal nach dem hohen Norden ausgesandt
worden, die nicht weniger als 6500 Kilometer zu-
rücklegen muß, um an Ort und Stelle zu kom-
men. Als Reisedauer sind je nach den Weter-
und Wetterverhältnissen sechs bis neun Wochen
vorgesehen. Aus dieser unbestimmten Angabe
ergibt sich allein schon, mit welchen Schwierig-
keiten die Vertreter der Gerechtigkeit unter-
wegs zu kämpfen haben werden.

Staatliche Froschlucht gegen Rückenplage.

Alaska verdient wohl, ein Dorso der Rücken-
plagen und ähnlicher Insekten genannt zu wer-
den, die dort in solchen Massen auftreten, daß
sie der Bevölkerung das Leben schwer machen.
Die ständige Rückenplage wird von der Re-
gierung darauf zurückgeführt, daß es in Alaska
zu wenig Frösche gibt, und man will jetzt die-
sen Mangel energisch beseitigen, indem man
eine Waggonladung Frösche bestellt, um sie im
Land selbst zu züchten. Es wird sich bald
herausstellen, ob die staatliche Froschlucht die
erhofften Ergebnisse zeitigt; hoffentlich gelingt
es nicht zu der Rückenplage auch noch die
Froschlucht.

Woher die Blaugans kommt.

Aus dem eisigen Norden Amerikas kommt die
Nachricht, daß einem Beamten des kanadischen
Ministeriums des Innern, J. Demen Soper, der
sich seit Monaten zu zoologischen Studien in
den Eiswäldern des Nordwest-Territoriums auf-
hält, die Lösung eines aller Tierfreunde, insbe-
sondere aller Ornithologen, interessierenden Rä-
tels gelungen ist. Seit Jahren beschäftigt man
sich mit der Frage, wo ein im Norden nicht sehr
selten Vogel, die Blaugans, ihre Bohnen, eine
Nest ein Ei oder gar ein Junges des scheuen
Tieres zu finden. Die Blaugans erschien Som-
mer für Sommer in südlicheren Breiten, aber
woher sie kam und wohin sie im Herbst wieder
zog, wußte bisher niemand. Soper fand nun
vor einiger Zeit weit oben im Baffin-Land die
Blaugans und Brutplätze des Vogels. Der erfolg-
reicher Forscher befindet sich jetzt auf dem Wege
nach Ottawa, mit Eiern, Nestern, Jungen und
einigen erkrankten Exemplaren des Tieres.
Seiner Ankunft und seinen näheren Berichten
sehen alle Zoologen mit großem Interesse ent-
gegen.

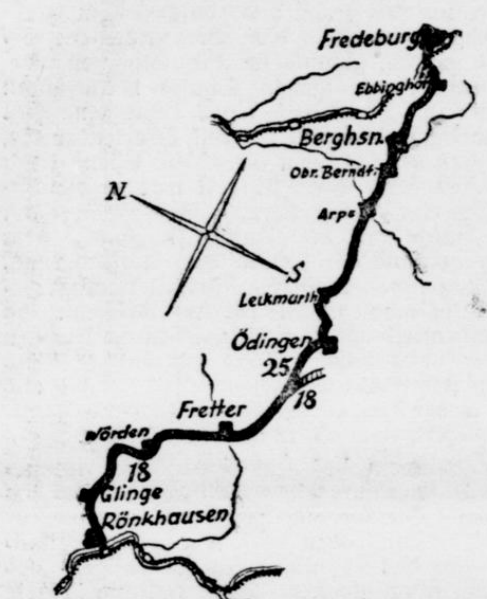
Das Gesicht der Zeitalter

nennt Paul Wiegler einen Aufsatz im Septem-
berheft der „Koralle“. Es ist der Versuch, auf
gedrängtem Raum eine Geschichte des Ge-
sichtes zu geben. Einleuchtende Bilder ze-
igen, wie in allen Epochen jeder Gegenstand des
täglichen Gebrauchs, die Kleidung, der Luxus
von einem der Epoche eigentümlichen Zeitgeist
geformt wurde. Interessant, aus welchen Be-
dingungen Wiegler die „neue Sachlichkeit“ ent-
wickelt. Wesensverwandt ist der Aufsatz
von Dr. Bing im gleichen Heft der „Koralle“:
„Jagd nach Typen“. Hier werden die hoch-
interessanten Versuche geschildert, durch die
Photokamera Menschen-Typen zu ermitteln.
Man hat eine große Anzahl von Gesichtern auf
ein und dieselbe Platte projiziert. Das Bild,
das sich aus solchem Experiment ergab, ist in
der Tat sehr bemerkenswert, wenn auch die
Frage offen bleibt, ob man einen Typus im
Sinne eines Idealbildes oder nur einen Durch-
schnitt vor sich hat.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sang, Altena.

Nördlich der oberen Lenne

Unsere Wochenendfahrt nimmt Rönkhausen
als Ausgangspunkt und bedient sich dabei
der Blätter 7 und 8 der Sauerlandkarte
1:50 000 des Sauerland-Verlages zu Jülich.
Samstag nachmittag verfolgen wir Haupt-



wunderstrecke 18 des Sauerländischen Gebirgs-
vereins. Nach Durchquerung des Dorfes
Rönkhausen biegen wir in liebliche Ginge-
tal ein. Schon nach 1/4 Stunde sind wir in
Gänge mit einem prächtigen alten Fachwer-
haus. Nun gehts bergan, zunächst noch dem
Gleibach entlang. In einer Stunde ist Ge-
hölt Ralbeck erreicht, wo der starke Anstieg
einsetzt. In 15 Minuten gehts 140 Meter bis
Fredeburg (625 Meter) hinauf. Herrliche
Fernblicke auf dem kurzen Wege bis Weusper
lohn die Kletterei. Ein schattiger Waldpfad
umgibt uns weiter bergab; zuletzt folgen wir
dem Giebelsteiner Bach, bis wir endlich, genau
1 Stunde von Ralbeck entfernt, Freyter
(800 Meter) im Tal des gleichnamigen Baches
und damit das Ziel des 1. Tages erreichen.

Wohl ausruht, nehmen wir am Sonntag
zunächst wieder Freyter. 18 unter die Fäße, we-
nigstens die erste Stunde. Kurz hinter Gehöft
Wiebelhausen kreuzt Freyter. 25 unsern Weg
und wir verlassen hier die bisherige Nummer.
um auf diese hinüberzugehen. Die Steigung
bis hierher betrug 180 Meter. Nun halten wir
längere Zeit die Höhe an, jedenfalls kommen
wir bis zum Endpunkt nicht sehr mehr herun-
ter. 50 Minuten auf Freyter. 25 oftmals über-
queren wir die Landstraße Credenbrück-Eslohe
bei Schmartmecke. Unterwegs genossen wir
ganz vorzügliche Fernblicke. Nach 1/4 Stunde
folgt Leckmarth. Weiter Hand lassen wir den
Herrschfeld (20 Minuten), von dem aus wir
eine lohnende Aussicht genießen würden,
wenn wir uns den Wäldchen nicht verdrängen
lassen. Auf den folgenden Feld- und Wald-
wegen, die dann und wann durch kurze Sand-
straßenrücken unterbrochen werden, durch-
queren wir Arpe (1/4 Std.) Ober-Bernsdorf (1/2
Std.) und Berghausen (1/2 Std.). Zum großen
Ehlinghof sind weiter 50 Minuten und zum
Schlußpunkt Fredeburg (440 Meter) nach 1/4
Stunde. Immer wieder reizt uns das am
Westhang der malerischen Hügel gelegene
Versteckchen zu einem kurzen Rundgang
durch die schönen Schieferhöhlen und winkl-
igen Straßen. Dann beilegen wir das Jügel,
das uns je nachdem über Altenhundem oder
Wennemen heimwärts trägt.

Altdutsche Haus- und Sinn- sprüche

Wer dies Haus jetzt tadeln will,
Der stehe nur ein wenig still
Und denk in fernem Herzen frey,
Ob er wohl ohne Tadel sey.

Erst aufhören zu klagen,
Dann überschlagen,
Dann wagen.

Vieher in eig'ner Sitten
Als im Schloß nur gelitten.

Häuser haben Winkel,
Köpfe haben Dinkel.

Auf den Jaun kommt's wenig an;
Im Garten will ich Blumen ha'n.

Ein Haus ohne Liebe
Ist wie zwey Stein' ohne Mörtel.

Der größte Schritt ist der Schritt aus der L.

Ein Haus ohne Gast
Ist wie ein Jahr ohne Fest.

Reisebrief aus Trier

Das schöne Wetter der letzten Wochen hat
den Reiseverkehr im westlichen Grenzland-
gebiet Deutschlands wieder belebt. Besonders
holländisches Publikum sieht man viel die
alten Sehenswürdigkeiten Trier's bewundern.

Die Ausgrabungen im Simeonskloster schrei-
en fort; und was hier in mühsamer Arbeit
zutage gefördert wird, findet starkes wissen-
schaftliches Interesse. Die Ausgrabungen im
Tempelbezirk sind mangels genügender Mit-
tel zum Stillstand gekommen, jedoch bleibt zu
hoffen, daß sich auch hier eine Fortsetzung er-
möglichst läßt, haben doch gerade die letzten
Ausgrabungen den früher schon von Histori-
kern vermuteten Beweis geliefert, daß hier die
ältesten Ansiedlungen lagen, und daß bereits
um 1000 v. Chr. dort, wo jetzt Trier liegt,
Menschen gesiedelt hatten. Immer näher rückt
somit der Augenblick, um die bisher als sagen-
haft betrachtete Inschrift auf dem Roten
Haus in Trier „Vor Rom stand Trier 1800
Jahre“ geschichtlich als richtig zu bezeichnen.

Am 6. und 7. Oktober findet das Trierer
Oktoberfest statt, welches sich bereits bei der
ganzen Moselbevölkerung stärkste Sympathien
erobert hat.

Am 13. Oktober hat die Deutsche Gesellschaft
für Christliche Kunst ihre Jahresversammlung
in Trier, verbunden mit einer Ausstellung
christlicher Kunst. Nur Werke neuerzeitlichen
Stils werden aufgenommen.

Sind alle Berliner aus Breslau?

Von Paul Otto Graevenitz.

Als Heinrich Jille kürzlich starb, der Reich-
ner des Berliner Willkürs, war alle Welt über-
rascht zu erfahren, daß der Künstler kein ge-
bürtiger Berliner war, sondern aus Rastenburg
bei Dresden stammte. Es ist mir nicht, als
ob die Kennzeichen des Berlinerers nur in den
„Zugezogenen“ zum typischen Ausdruck ge-
langten, zum mindesten — von Jille und eini-
gen anderen ist hierbei abzusehen — seine dem
Mann im Reich peinlichen Eigenschaften: die
bekannte „Berliner Klappe“ also und neuer-
dings die Sucht nach „Amerikanismus“, nach
„Tempo-Tempo“ um jeden Preis. Zu ihrer
eigenen Ehrenrettung hat die eingeborene Be-
völkerung der Reichshauptstadt behauptet, die
in diesem schlechten Sinne „richtigen Berliner“
stammten durchweg aus Breslau. Hat sie da-
mit recht? Leider läßt es sich ja nur bei solchen
kontrollieren, die — wie es so schön heißt —
als „Prominente“ Berlin sein Gepräge geben.
Tatsächlich aus Breslau stammt Alfred Kerr,
der Theaterkritiker und Franzosenhater, be-
kannt als Feind Bert Brechts, der gekand,
prinzipiell geistiges Eigentum anderer zu steh-
len, wofür ihn leider noch kein Staatsanwalt
beim Kantonsgericht gekriegt hat. Aus Breslau
waren auch Wolf von Mangel, der Maler der
friderizianischen Zeit, und Felix Deutsch, mit
Rathenau Gründer der Allgemeinen Elektrizi-
tätsgesellschaft.

Leistikow, der Maler der Mark, stammte aus
Bromberg, Oppler, der als Radierer bekannter
wurde denn als Maler, war Hannoveraner,
Reichstein, der Expressionist, ist aus Zwidau in
Sachsen gebürtig, Orlík aus Prag, und Max
Oppenheimer, der das Romanische Café besüß-
te, gehört von Rechts wegen nach Wien, wie
überhaupt die meisten Stammväter dieses Lo-
kals in Wien, Budapest, Prag, Belgrad oder
Bialystok heimatsverhaft sind. Die sogenannte
Böhme sammeln sich nur darum in Berlin,
weil im stürmischen Meer der Großstadt viel
leichter im Trüben zu fischen ist als in der ge-
ruhigsten Provinz. Von anderen Berliner
Malern, die keine sind, seien noch Eberhard ge-
nannt, der aus Landsbut in Sagan ist; und
Emil Nolde, der Holsiteiner.

Die „urberliner“ Schriftsteller sind ein esenlo
gemischtes Volk. Fred Hilderbrandt, der schon
ein begeistertes Buch über seine Wahlheimat
schrieb, stammt aus dem Württembergischen,
Alfred Döblin, dessen Roman „Berlin Alexan-
derplatz“ im Herbst herauskommt, ist aus der
preussischen Hafenstadt Stettin. Max Kreyer,
der den modernen Berliner Roman erfand —
„Meister Timpe“ — ist nach Polen zugehörig,
und Alexander Moszkowski, Erfinder so vieler
Berliner Witze, ist aus Pilsen, was schon früher
in Polen lag. Ludwig Fulda, der Lustspiel-
dichter, ist in Frankfurt am Main geboren, Ru-
dolf Prescher ist kein Landsmann. Der Philo-
soph E. Friedländer — als Manonja zieht er
jetzt gegen den Rummel um Remarque vom
Beder — ist aus Gollath, sein Opfer Re-
marque oder Remark, wie es früher hieß, hat
in Osnabrück das Licht der Welt erblickt. Albert
Einstein, der Erfinder der Relativitätstheorie,
ist in Ulm an der Donau geboren. Weiter ab-
wärts an der Donau fand die Wiege Arnolt
Brennens, in Wien, noch weiter abwärts, in
Budapest, die des Eugen Sgarmati, der — um
sich als Berliner zu legitimieren — einen
Führer durch Berlin verfaßte. Aus dem Nor-
den Deutschlands, aus Greifswald und Elbing,
jagen Georg Engel und Paul Freyter nach
Berlin; Georg Zoole und Meyer-Förster haben
ein Recht, sich getroffen zu fühlen, wenn Theo-
dor Fontane — der mirlich ein Berliner war

in seinem "Schach von Wuthenow" ganz richtig sagt: "Aber die Hannoveraner sind keine Leute!" Friedrich v. Oppen-Bronikow ist ein Hesse aus Kassel, so sehr eingepreßt, daß er mit Anstand die gesammelten Werke Friedrichs des Großen herausgeben konnte.

Mit den Schauspielern Berlins steht es nicht anders: wer am meisten berlinisch scheint, ist bestimmt nicht innerhalb der Mauern Berlins auf die Welt gekommen. Otto Reutter, Deutschlands unerreichter Humorist und Berlins beliebter Sänger, kam aus Gabellegen; ebenso ist Guido Thielscher, der Generationen eingeborener Berliner mit seiner Komik entzückte, aus einer ganz anderen Gegend als die um den Alexanderplatz: aus Pöchlitz in Schönbach. Paul Morgan, der am Kurfürstendamm das neue Berlinum verdrängt, ist ein Oesterreicher aus Wien, aus Prag sein Kompanion Kurt Robitzsch. Clara Waldorf, die ihre Berliner Chansons singt, als wäre sie nie aus der Akerstraße herausgekommen, kann sich, wenn sie Lust hat, Hannoveraner nennen. Magdeburg lieferte den Max Waldbert nach Berlin aus und sein Leidschickler Hans Reimann floh aus Leipzig vor den Gassen fort in die Hauptstadt des Reiches.

Berlin besteht aber nicht nur aus Literatur und Kunst, es wird dort auch Politik getrieben. Woher stammen die berufenen Führer des Volkes? Hindenburg — wir alle wissen es ja — ist in Posen geboren, Oberer Präsident des Reichstags, in Kegnig, Seeverger, der jetzige Reichsinnenminister, in Serford in Belgien. Groener, der Reichswehrminister, stammt aus Ludwigsburg in Württemberg, Hans v. Seeckt, der frühere Chef der Heeresleitung und Organisator der Reichswehr, ist Norddeutscher aus Schleswig. Schacht, der Präsident des Reichsbanks, ist aus Tilsitt, Orjesinski, der preußische Innenminister, ist zwar aus Treptow, aber nicht aus Treptow bei Berlin, sondern aus Treptow an der Tollense. Hugenberg ist Hannoveraner, Dr. Wilhelm Marx Kölnler, Joseph Wirth Badenfer aus Freiburg im Breisgau. Die Liste ließe sich noch verlängern, aber es soll hiermit genug sein. Was aus Berlin würde, wenn die Zugewanderten einmal sämtlich wieder ausziehen, ist nicht abzusehen. Die Gefahr besteht aber nicht, denn im allgemeinen assimilieren sie sich schnell und so gründlich, daß sogar der eingeborene Berliner Angst vor so viel Berlinertum bekommt. Ist es nicht ein Witz, daß der berlinische aller Berliner, der Oberbürgermeister Böck, aus Gießen kommen mußte, um den Berliner zu zeigen, was eine "Wahlstadt" ist? Und seinen Woiwoden — vierundzwanzig Mann hoch — suchte er sich aus allen Gauen Deutschlands zusammen: nur vier Herren darunter sind nachgedachte Berliner...

Von guten und schlechten Weinjahren

Von E. Trost.

Es ist nicht zu bestreiten — wir Menschen der Gegenwart leben in einer nüchternen Zeit, die alle großen und kleinen Ereignisse des Tages nur vom Standpunkte trockener Geschäftsmäßigkeit aus behandelt. Heute verkünden höchstens einige kurze Notizen und Zahlen im Handelsblatt der Zeitungen, wie ein Weinjahr ausgefallen ist. In früheren Jahrhunderten dagegen spitzten fleißige Chronisten eifrig ihre Gänsefedeln und schrieben lange Berichte über gute und schlechte Jahre in dicke Schweinslederbücher hinein oder verfaßten artige Verselein, die, auf Holzschnitte mit entsprechenden Bildern gedruckt, verbreitet wurden oder sich in mündlicher Ueberlieferung auf Kinder und Kindeskinde forterbten. Zumal in jenen Jahren, wo lachender Sonnenschein an den Hängen des Rheins und in sonstigen Wein-gegenden unseres Landes den Wintern würzigen Nebenlaß in besonders reichlichen Mengen bescherte, vertrieben sich die Berichterstatter zu wahren Hymnen der Begeisterung.

Also findet sich in alten Schriften manches ergötzliche Sprüchlein, welches — immer vorausgesetzt natürlich, daß die braven Verfasser, selbst des edlen Rasses voll, nicht allzu sehr übertrieben haben — von Ernten erzählt. Bei denen die Weintrinker glücklich auf ihre Kosten gekommen sein müssen.

An Anno zwölfhundertfünfzig und fünfzig da baut man in Neustadt gar fein — da nahmen die Maurer zum Märlanrüh'n statt Wasser geringeren Wein! — meldet ein biederer Schreierlein aus Neustadt an der Saard. Auch 1450 muß es dortselbst keine schlechte Rebe gegeben haben: "Es gab Trauben so schwer wie Blei —

und es galten vom allernächsten Wein zehn Maß nur so viel wie ein Eil!" — Und an Siebzehnhundertundneunzig — da wuchs ein Reblast so viel und so süß, daß er auf und ab im Lande am Rhein nur die goldene Hugelbrüh hieß!

Das mag wohl eine glückliche Zeit für die Rebe gewesen sein! Doch aber auch das Gute einmal zu viel und zur Kalamität worden kann, zeigte Anno 1540, wo im Elb- und am Rheine die Trauben so überreichlich gedieh, daß man kaum mußte, wohin damit. Alle Festbinderen arbeiteten mit Hoch und Nied. Als man jedoch den Nebenlaß glücklich in den Kässern untergebracht hatte, fanden sich keine Käufer ein, da man den neuen Wein überall geschenkt erhielt. Dieser Umstand brachte einen Burgherrn im schönen Rheingau in große Bedrängnis. Seine Weinberge waren sein ganzer Reichtum, er hatte viele Schulden und deshalb zu allen Heiligen um eine gute Ernte gefleht. Nun war eine glänzende Ernte da. Aber er bekam trotzdem kein Geld herein. Der edle Ritter sann hin und her. Endlich kam ihm ein glücklicher Einfall: Er rief seine leib-eigenen Bauern zusammen und bestimmte, daß ein jeder ein bestimmtes Quantum Wein trinken müsse. Die guten Bäuerlein waren mit dieser neuartigen Fron sehr einverstanden, tranken lustig darauf los, holten sich überdimensionale Rausche und gerieten sich infolgedessen gewaltig in die Saure. Darauf hatte der schlaue Rittersmann nun gemerkt. Er veranlaßte seine Bauern wegen Kaufhandel und Unruhestiftung zu ansehnlichen Bußen und kam so auf einigen Umwegen dennoch zu seinem Gelde.

Auch von Frühernten, die insbesondere in der Pfalz öfters vorkamen, wissen alte Urkunden zu berichten. Nach diesen soll 1328 die Traubenernte bereits um Jakobus festzusetzen haben, und 1743 sowie auch mehrmals in späteren Jahren begann man damit schon um die Mitte des Monats August. Am besten aber erging es den Wintern wohl 1540 — in diesem Jahre konnten sie gleich zweimal Ernte halten und zwar das erste Mal um Bartholomä und dann nochmals Ende Oktober.

Doch mocht nicht ist, gibt es auch Schatten: Nicht selten mußten die Christen die Fäden anlegen, um der Nachwelt Kunde von schlimmen Wintern zu geben, und da klingen ihre holprigen Verselein mandmal recht betrüblich: Als im Jahre 1529 die Türken die Stadt Wien belagerten — da wuchs ein so herber und saurer Wein, daß man ihn hieß Wiedertäufer — oder Türkenbrunn, und man hatt' von ein' Glas aus Wochen genug.

Anno 1628 nannte man den Wein "Stöckelwein", weil damals alle Trauben derart erfroren waren, daß man sie nicht mehr durch die Kelter treiben konnte, sondern mit dem Stöckel zerhacken mußte. Im Kriegsjahr 1740 war der Wein derart schlecht geraten, daß ihn trank weder Bürger noch Bauer, denn er war gar zum Essig zu sauer.

Noch viel könnte man erzählen von solchen bösen Zeiten, wo tausendfache Mühe und ungezählte Schweißtropfen der Witzer mit völligem Mißgeschick gelohnt wurden. Mittelmäßige bis schlechte Ernten waren stets bedauernd zahlreicher als die guten. Auch in unseren Tagen könnte man weit mehr traurige als heitere Sprüche verfassen, wenn man nicht schon längst davon abgekommen wäre, der Winter Freude und Leid in gereimten Worten zu vermelden.

Schulldrill in Missouri

Auswärtige Lehrkräfte sind unerwünscht. — Lehrerinnen, die tanzen müssen. — Ein Schauerdrama für die Schulleiter.

Von Howard J. Gibson-St. Louis.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Ländern erfolgt in den Vereinigten Staaten die Bestellung der Beamten für eine bestimmte Periode. Hierzu gehören auch die Volksschullehrkräfte, die jedes Jahr von der Kreisschulkommission unter den sich meldenden Bewerber auszusuchen werden.

Im friedlichen Kreis Modawon, im westlichen Missouri, war diese Wahl immer in aller Ruhe verlaufen. Sie hatte niemals Anlaß zur Unzufriedenheit unter den lokalpatriotischen Einwohnern gegeben, weil die Schulkommission die Klugheit besaß, nur Bewerber aus ihrem Verwaltungsbezirk anzustellen.

Eines schönen Tages aber, kurz vor Ablauf der Wahlperiode für die Kreisschulkommission,

überwarfen sich die ehrbaren Mitglieder dieses hohen Ausschusses mit ihren Wählern und beschlossen daher, dem Kreis einen kleinen Streich zu spielen. Die Bestellung des Lehrkollegiums für das nächste Schuljahr sollte die letzte Amtstätigkeit der scheidenden Kommission sein. Sie bot dem Ausschuss Gelegenheit, sich ein wenig an den Widerständern zu rächen, und deshalb wählte die Schulkommission neben dem alten, nur aus Angehörigen des Kreises Modawon bestehenden Schulkörper eine auswärtige Lehrerin für die Schule der kleinen Stadt Conception Junction.

Drei Viertel des Ortes standen Kopf: "Was, einer Fremden sollen wir unsere Kinder anvertrauen?" Zuerst wollten die Eltern jener Schüler, die Miss Oberlenders, des Eindringlings, Klasse besuchen sollten, ihre Spöttelinge im Saule behalten. Dann mußten sie aber erfahren, daß ein derartiger Streich für sie nur mit Unannehmlichkeiten verbunden sein würde, während die mißliebige Lehrerin ein Herrenleben führen könnte. Fräulein Oberlender durfte deshalb ihre Tätigkeit doch beginnen, und sie hatte keinen Grund, sich über das Verhalten der Schüler während des Unterrichts zu beklagen.

Anders oagegen verhielten sich die Dinge, so weit sie die außerordentliche Zeit der neuen Lehrerin anbelangten. Mit nachlässigen Pfeifkonzerten vor Miss Oberlenders Fenster begann es. Dann flogen ihr abends auf der Straße Steine um den Kopf, und zwischen dem Freudenheul, von dem das Bombardement begleitet wurde, glaubte sie die Stimmen verschiedener ihrer eigenen Schüler herauszuhearn zu können. Dann letzte eines Tages eine Just eigenartiger Geschenke für Miss Oberlender ein, ohne daß die Lehrerin die eben Spender zu entdecken vermochte. Einmal war es die Abbildung eines spindeldünnen Gefäßes, dann eine Flasche mit der Aufschrift "Gift", dem Totenkopf und der freundlichen Aufforderung, zum Augen der Stadt vom Inhalt reichlich Gebrauch zu machen. Als drittes Geschenk lag ein Beistell vor der Tür: "Benutze ihn zu deinen nachlässigen Gegenständen!" Bald darauf steckte ein Schlägermesser, rot bis ans Heft, in der Tür; dann folgte eine schwarze Fahne mit aufgemaltem Totenkopf ins Fenster.

Die Lehrerin ließ sich durch diese freundlichen Aufmerksamkeiten nicht aus der Fassung bringen. Sie tat auch weiterhin, was sie für recht hielt, und dazu gehörte es, jede Beteiligung an den häufigen Tanzveranstaltungen der Stadt zu ablehnen. Diese Haltung ärgerte aber die anmaßliche Jugend von Conception Junction besonders stark. Es war nämlich zum ungeschriebenen Gesetz geworden, daß die Lehrertinnen alle derartigen Vergnügen zu besuchen und den weniger ansehnlichen Jünglingen die aus dem einen oder anderen Grunde keine Tänzerinnen bekommen konnten, aus der Verlegenheit zu helfen hatten. Miss Oberlender als recht gut aussehende junge Dame verspürte aber keine Lust, die Lächerlichkeit zu spielen. Zum Dank für ihre Weigerung hatte sie eines Morgens die wenig ansehnliche Lebenshaltung, sich selbst an einem Baum, ihrem Fenster gegenüber, aufgehängt zu sehen. Nachdem sie den ersten Schrecken überwunden und sich die Augen gerieben hatte, überzeugte sie sich zwar davon, daß ihr Ebenbild am Strich nur eine Wackspuppe, aber doch täuschende Nachahmung ihrer selbst war. Kein Merkmal, von den blauen Augen bis zu den kleinsten Einzelheiten ihrer Alltagskleidung, hatten die üblen Witze übersehen, und die Stadt sprach mit strahlender Schadenfreude von der gehängten Lehrerin.

Dann bekam Fräulein Oberlender einen nicht zu verachtenden Feind in einem Schäferhund, der ein Grundstück bewachte, an dem sie ihr Schulweg täglich vorüber führte. Merkwardigerweise war das sonst geschlossene Tor dann offen, und einige Male mußte die Lehrerin laufen. Einst gelang ihr die Flucht nur dadurch, daß sie zum Gaudium einiger Zuschauer über einen hohen Zaun kletterte.

Eine andere Frau hätte vielleicht, nachdem alle Belästigungen fruchtlos gewesen waren, ihre Koffer gepackt. Fräulein Oberlender dachte nicht daran, das Feld zu räumen, selbst dann nicht, als der Zwist zwischen ihren Feinden und ihren wenigen Anhängern zu offenem Kampfe ausartete. Bei einer dieser freundlichen Auseinandersetzungen wurde ein Laeder, dessen Inhaber aus Seiten der Lehrerin stand, kurz und klein geschlagen. Ein anderes Mal, gelegentlich eines Festes, das die Elternvereinsung dem Lehrkörper gab und an dem auch Miss Oberlender teilnahm, wurde ein junger Mann, der Bruder einer anderen Lehrerin, zerschossen.

Trotz alledem glaubte die mißliebige Fremde, es sich und ihrer Stellung schuldig zu sein, bis zum Ablauf ihrer Vertragszeit auszuhalten. Hatte sie bisher alles vermieden, was die Stimmung gegen ihre unschuldige Person verschärfen konnte, so entschloß sie sich nach fast einjähriger Dauer im lieblichen Conception Junction dazu, ihren Widerständern allen Tort zurück zu zahlen. Die Art und Weise, wie sie sich rächen wollte, war nur in den Vereinigten Staaten allein möglich. Sie ließ ankündigen, sie werde gelegentlich eines Schulfestes ein von ihr selbst verfaßtes Schauspiel, "Das Haus der grünen Lampe", aufführen. Einige Schüler und Anhänger waren bereit, die Rollen zu übernehmen. Das ganze Städtchen sah der Ufführung mit Spannung entgegen, und Miss Oberlenders Freunde beschloßen, die Vorstellung irgendwie zu stören.

Als der Vorhang hoch ging und das Spiel begann, war alles sprachlos vor Staunen. Was dort auf der Bühne vor sich ging, hatte nicht das geringste mit einer bei solchen Gelegenheiten üblichen Vorführung zu tun, sondern war eine entsetzliche Kritik und Verbrechergeschichte mit Mord und Totschlag, geheimnisvollem Verschwenden in Verlogenheiten und verborgenen Doppelwänden und anderen neuverregenden Spannungen. Die schönste Lieberabgabe stellte aber die Tatsache dar, daß Fräulein Oberlender, die eine Hauptrolle spielte, alle Wackspuppen, Szenenbilder, schwarzen Flaggen, Totenköpfe, Giftflaschen, Bestenstücke und Schlägermesser auf die Szene brachte, die ihr von ihren Feinden gesendet worden waren. Das ganze Spiel war nichts anderes als eine ungeheure Verhöhnung ihrer Widerständer.

Weider konnte das schöne Schauerdrama nicht zu Ende geführt werden, denn als der Lehrerin bei einem zum Stück gehörenden Kampf mit einem Partner die Pistole in der Hand loszingelte es durch den Zuschauerraum: "Schlagt sie tot!" Niemand weiß, was in dem entsetzlichen Aufruhr geschehen wäre, hätte nicht einer der Spieler den Vorhang fallen lassen.

In jedem anderen Lande wäre die Lehrerin, hätte sie sich auch vorher allgemeiner Beliebtheit erfreut, jetzt unmöglich gewesen. Nicht aber in Conception Junction. Ihre größten Widerständer bewunderten offen ihren Mut, und die ganze Stadt war sich darüber einig, daß Fräulein Oberlender ein "feines Wesen" sei. Die Lehrerin hatte aber den höchsten Ort "ruhig" genossen, und als sie bald darauf einstimmig wiedergewählt wurde, lehnte sie dankend ab: "Ich suche mir eine ruhigere Stelle."

Kennen Sie Amerikas Sultan?

Von Franz Schombach.

Tatsächlich, verehrter Leser, im Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika gibt es einen Sultan. Nicht etwa nur einen Depotsidierten, der am Strande von Long-Beach der Eitelkeit der Welt und ihrer Lust nachträumt oder sich in Hollywood neben Großfürsten und Erzherzögen betätigt. Zwar ist es unschwer einzusehen, daß sich ein wirklich regierender Sultan im Lande der Sterne und Streifen keiner großen Sympathie erfreuen kann. Nicht weil in Amerika die Demokratie herrscht! Das weiß Wallstreet wohl zu verhindern. Aber der smarte Yankee dürfte am dem Pantoffel der einen Geliebten sicherlich sein Genügen finden und nicht nach einem Vieckhaufen von Weiblichkeit verlangen. Außerdem kann — was ebenso schlimm ist — die Prohibition mit dem Untertanen eines islamitischen Potentaten kein Geschäft machen. Denn er trinkt nicht einen Tropfen Wein, drum müßt ich doch nicht Sultan sein, singt der deutsche Student. Dem Prohibitions-gesetz ein Schnippchen zu schlagen, das kann ein Yankee vor seinem Gewissen verantworten. Aber wenn die Religion den Alkohol verbietet... Man ist frohm in Amerika. Das beweisen der Affenprozeß von Dayton. Das zeigen die vielen Sektten, der sich wie ein emsiger Aklamesch betätigende Pastor, die Regelbühnen neben der Kirche.

Immerhin, ein schöner Beweis von Duldbarmkeit ist die Tatsache, daß im Gebiete der Vereinigten Staaten von Amerika noch heutigen Tages ein Sultan seine Herrschaft ausübt. Seine Hoheit Hadji Mahomed Jamalul Kiram II. residiert in Jolo auf der Insel Sulu nördlich von Borneo. Wenn auch seine Souveränität über die Eilande stark eingeschränkt ist, so erfreut er sich doch immer einer gewissen Macht. Klugerweise vermeidet er es mit politischer Tätigkeit zu begeben. Seine vor-sichtige Zurückhaltung allen Fremden gegen-über gibt ihm, daß es fast unmöglich ist, bei ihm eine Audienz zu erlangen. Doch hat er

alle — auch die mit Unnahbarkeit gepanzerten — Großen dieser Welt eine Schwäche: Er liebt Zauberkünste. So gelang es vor nicht langer Zeit einem Weisen, der auf einer Reise durch jene von Häufchen wimmelnde, sonst aber recht liebliche Inselwelt zufällig vom Desein des einzigen amerikanischen Sultans erfuhr, nur dadurch eine Audienz zu erlangen, daß er sich bei Seiner Hoheit als Hexenmeister von unaendlichem Ausmaß anmelde ließ. Er erzählte darüber folgendes:

Das kleine Auto, das uns zum Fürsten bringt, wird von einem recht seltsam liierten Chauffeur gelenkt: kurze braune Jacke, schwarze eng um die Haut gespannte Beinkleider, eine gelbe Binde auf der Schulter, ein mundervolles silbernes Messer im Gürtel; Brust und Hüfte unbekleidet. Zehn Weilen legen wir auf der Landstraße zurück. Dann biegt der Wagen — ins freie Feld ab und folgt einer schwach ausgeprägten Wegspur. Nach einer weiteren Meile erreichen wir den "Palast", der sich durch seine ungewöhnliche Größe und die ihn flankierenden Bäume vor den Häusern der Untertanen auszeichnet, auch dadurch, daß statt der sonst üblichen Treter Stufen zu dem Eingang empor führen.

Der Chauffeur meldet uns an und geleitet uns in das fensterlose, halbunkle Audienz-zimmer, das nur durch zwei Türen Licht erhält. Dann tritt Amerikas einziger Sultan herein. Aber ohne das übliche Gepränge. Kein Trompetenschlag, kein Gongschlag verkündet sein Nahe. Auch die würdevolle Gemessenheit des Schrittes läßt der Herrscher vermissen. So eilig stürzt er auf uns zu, daß er einen seiner Pantoffeln verliert. Dieses — übrigens haderlose — Beheldungsstück ist das einzige, was den Sultan äußerlich als Mohammedaner kennzeichnet. Sein Haupt ist unbekleidet, der Anzug von militärischem Schnitt, ganz untropisch, nämlich aus schwerer Wolle; an Stelle der Gemaschen leuchten Socken aus purpurner Seide von den Waden seiner Hoheit. Betastet trauert von den freundlich lächelnden Lippen des Sultans. Er schüttelt uns die Hand, läßt sich ermannungsvoll auf dem Ruhebett nieder und erfreut sich an unseren harmlosen Taschenspielerkünsten. Dann und wann tritt er leistungsfähiger. Dann und wann tritt er näher an uns heran, um sich über die Einzelheiten der Tricks Klarheit zu verschaffen. Gleich den silberglänzenden Wogen einer Brandung, deren Tempo die Zeitlupe verlangsam, nähern und entfernen sich im immer gleicher Abstände von ihrem Gebieter, der sie völlig unbeachtet läßt, die Frauen, die vom Torweg aus den Vorführungen folgen.

Deidit gelingt es uns, den Beifall des Sultans zu erringen. Aber gänzlich unmöglich ist es, sich mit ihm über andere Dinge als die Zauberkünste zu unterhalten. Nach Beendigung der Vorführungen werden wir mit freundlichem Gähndruck entlassen. Amerikas einziger Sultan liebt kein politisch Red.

Gefährliche Begegnung

Ein Erlebnis in der sibirischen Taiga von Joseph M. Vetter.

Von der Station Benjukowo der Usurischer Bahnlinie waren wir, mein Gefährte Imquill und ich, oftmals in der Richtung zum Dawischeloff geritten. Erst ging es über kanst ansteigende Hänge, dann wurde die Landschaft ebener, die Wege suchten sich in den engen Tälern durch Getrepp, Fahlhölz und Kalkstein-schluchten ihren Weg. Der erst schütterte Waldbestand wurde dichter, blaugrün schimmerten die fernen Berghänge und dazwischen kahle, öde und braune Flächen abgebrannter Waldungen.

Das ganze unermeßliche Land schien völlig unbewohnt zu sein. Wenn wir jemanden treffen würden, dann konnte das nur ein Schen-Schenfammer oder einer jener Waldläufer sein, die jahraus, jahrein verschollen in diesen Wildnissen leben.

Da fanden wir eines Tages in der Taiga deren Baumwuchs bunt genug aus Fichten, Kiefern, Eichen, Spindel- und Kiefernbäumen. Hier, Ziegenweiden und Kaulbaumfräuchern bestand, ein kleines, verfallenes Opferhäuschen, das eine Inschrift trug. Sie begann: "Ichden ichan lin man si hi Chan..." und folgte etwas, das vergebens Heiligum sei dem Tager gehei, "dem in den Wildnissen und Gebirgen schwelenden Tager".

Nun, wir mußten längst, daß wir in das nicht ungefährliche Reich der sibirischen Tigers immer tiefer eindringen. In der Nähe von Nikolai-Ussurik war wenige Tage vor uns Tiger ein Waldarbeiter von einer Tigerin überfallen und zerrissen worden. Und übergebi, so weit, daß es fast unmöglich ist, bei ihm eine Audienz zu erlangen. Doch hat er

häuschen des abergläubischen Schen-Schen-hers hinter uns gelassen hatten, fanden wir in der Nähe einer salzigen Sumpflandschaft Spuren des gestreuten Herrschers der Taiga, Fährten und Reste einer wilden Ziege, die er gerissen hatte.

O, wir hatten bei unserem Austritt große Pläne im Kopfe. Wir wollten nicht nur Tiger (schießen, sondern möglichst einen oder zwei Tigerprählinge lebendig fangen, um sie an europäische zoologische Gärten zu verkaufen. Daß ich es aber gleich geltehe: Den einzigen, allerdings schon fast erwachsenen Jungtier, den ich lebend in Sibirien zu Gesicht bekam, sah ich viele Monate später in — Wladimirofok, im Hofe des Handelshauses Kunz und Albers, dessen Direktor Ischurin das Tier erworben hatte. Es ging ein, kam ausgestopft nach Oesterreich und steht, wenn ich recht unterrichtet bin, jetzt im naturhistorischen Staatmuseum in Wien. Ausgemachtene, alte Exemplare allerdings — ja, davon wollte ich gerade erzählen.

Es war Ende August, als wir nach langer Wanderung in der Nähe eines wohl noch namenlosen Nebenflusses des Daubide unser Lager aufgeschlagen hatten und gegen Abend auf die Hirschjagd auszogen. Die Jagdbühnen, sonst schon und nur selten zu erblicken, waren in der Brunnstzeit, röhren und orgelten in Waldmühsen und Schluchten, daß die ganze nächtliche Taiga zu zittern schien. Von einem udebschischen Jäger hatten wir eine Art Doh-fäste aus gebrochener Birkenrinde erworben, die das Röhren eines starken Hirsches recht gut wiedergab.

An einem Hang, der sich über eine schmale, buschbestandene Lichtung hinweg, bauten wir uns hinter ein paar uralten Birkenstämmen auf. Der Abend sank, Guletschere tönten unklar und verworren herauf, Fliegen und Gellen umsurrt uns, in dem vor uns liegenden Talhessel braute Rebel und zog sich zusammen, bis er wie der Spiegel eines weiflichen Sees das Tal füllte.

Sterne blinkten. Jetzt klang aus der schwarz gemordenen Wand des gegenüberliegenden Waldhanges das tiefe Orgeln eines Jägers. Imquill sehte das Birkenrohr an und orgelte Antwort. Nicht lange dauerte es, und wir sahen den Strich auftauchen, stolz, das viel-endige Geweih hoch erhoben. Wie ein Herrscher schaute er nach dem Nebenbuhler aus, der ihm das Weiden freitig zu machen suchte. Tief, orgelnd und rauh klang Imquills Röh wieder. Der Hirsch stampfte müdend den Boden mit den schmalen Hufen, sprang vor, senkte das Geweih wie zum Angriff, röh es durch Getrepp und Fahlhölz wieder hoch und kam dann langsam näher.

Dreißig Meter mochte er noch von uns entfernt sein, auf wenigstens zehn Meter hofften wir ihn heran locken zu können, ehe mein Schuß fiel, da geschah es, daß auf der rechten Seite des Hanges ein neues Röhren anhub, tief, von kurzen Pausen unterbrochen, in anderer Tonfolge, als wir bisher den Kampf des Jägers gehört hatten.

"Den müssen wir haben!" flüsterte mir Imquill zu. Das mußte ein ganz prachtvoller alter Hirsch sein. Und Imquills Röhre und orgelte immer erboster. Mit Erfolg, denn das Orgeln des alten Kampen kam näher. Jetzt war er so nahe, daß wir ihn unbedingt sehen mußten, aber so sehr wir auch unsere Augen anstrengten, kein Blatt regte sich in der Gegend, in der er steckte. Nur der zuerst auf den Hang hinausgetretene Jägersub kam heran, wandte sich aber, als er den neuen Nebenbuhler hörte, diesem zu, so daß er kaum acht Meter vor uns vorüber zog, polternd, aufgeregt, mit immer wilderen Kampfzügen. Im nächsten Augenblick mußte der alte Kämpfer aus dem Walddickicht auf ihn stürzen.

Imquill nahm das Birkenrohr ab und machte sich gleichfalls schußfertig. Da aber erlebten wir etwas Unfassliches. Rechts vor uns, im Walddunkel, aus dem das tiefe Röhren erklang, leuchteten sekundenlang ein paar grüne Lichter auf, die sich langsam bewegten, während von dort die heiseren tiefen Laute klangen.

Ich erstarrte. Vor uns, keine zehn Meter entfernt, lauerte ein Tiger, und er war es, der dort röhre und den Brunnstschrei der Jesubri nachahmte, um die Beute anzulocken.

Ein eisiges, lähmendes Entsetzen packte mich, das den Körper schwer und unbeweglich, die Knie schlaff und unsicher machte. (Mein Gefährte berichtete mir später, daß es ihm nicht besser ergangen sei.)

Was tun? Wenn wir uns unsere erste Begegnung mit dem Mandchu-Tiger ausgemalt hatten, dann haben wir die Jagd nie anders als sich am hellen Tage abspielen, zu einer Stunde, in der wir uns Herren der Lage wußten. Und jetzt? Durften wir überhaupt an